

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 23 (1939)
Heft: 9-10

Artikel: Zum Film : Wehrhafte Schweiz
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lich saftvoll" ist sprachlich zu „saftvoll“ ausgedrückt). Rudolf von Tavel heißt nicht einfach etwa „meisterhafter Berner Mundartdichter“, sondern „markiger Berner Schriftsteller, dessen Erzählungen meisterhaft in Mundart geformt sind“ (Dieser Satz ist nicht meisterhaft geformt). Ganz unvolkstümlich wird der Volksmann Gotthelf vorgestellt; er „wurde mit seinen gewaltigen Bauernromanen der ‚Homer‘ des Bauerntums“. Ulrich Brägger nennt sich den Armen Mann im (nicht: aus dem) Loggenburg. Gewiß hatte General Suter ein tragisches Schicksal, aber das kann man doch nicht so ausdrücken: „Tragische Gestalt durch Goldfunde auf seinen Ländereien“?

In der Halle „Gelöbnis“ endlich stehen wir vor vier Männergestalten, über denen ein Schutzgeist schwebt; vaterländische Lieder (wieder in der hochdeutschen „Fremdsprache“) heben noch die Stimmung. Die vier Männer sollen wohl nochmals die Biersprachigkeit der Schweiz darstellen. Der Gedanke ist gut und schön; schade nur, daß man die Bedeutung aus der bloßen Vierzahl erraten muß und die vier nicht einzeln erkennen kann, wie das auf dem farbigen Werbeblatt möglich war. In Weiß war das nicht wohl zu machen.

Da und dort hätte also die sprachliche Gestaltung etwas ergältiger sein können, im allgemeinen aber ist auch sie gut und gerecht, und auch der Freund der Sprache verläßt die Höhenstraße in freudigem Stolz. — Das nächste Mal noch ein paar Einzelheiten aus der übrigen Ausstellung.

Zum Film: Wehrhafte Schweiz.

Gewiß, er ist sehr schön, dieser Film. Einigen Bildern sieht man's ja ein wenig an, daß sie „gestellt“ worden sind, aber als Ganzes und in den meisten Einzelheiten ist er sehr erfreulich. Doch was geht das den Sprachverein an? — Nun, es ist ein Tonfilm; es wird darin gesprochen, und die Sprache zu beobachten, ist unsere Aufgabe. Wie ist die Sprache des Films? Wie ist insbesondere das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache? — Es ist durchaus lebenswahr, auch wo das Leben selbst — die Sprache fälscht. Selbstverständlich spricht das Soldaten- und Bürgervolk Mundart, und manchmal erlebt man die Freude, eine recht urhige Mundart zu hören; so von der Appenzellerin und von den St. Galler Obersändern. Reizend ist auch, wie der liebe Karli seine Bubenfragen immer wieder beginnt mit „Du, Vatter“ — ganz unmöglich, sich vorzustellen, dieser schige Schweizerbub könnte hier sagen: „Du, Papa“, und doch sagt er so zu seinem eigenen (nicht dem Film-) Vater, wie wir zufällig ganz zuverlässig wissen. Das Urhigschweizerische lebt also nur noch im Bilde weiter; um urhig zu wirken, muß man also die Wirklichkeit ein bisschen fälschen. Unmöglich aber auch, daß das wackere Obersändermädchen Barbla auf dem Maiensäß ihren „Papa“ zur Grenzschanzalarmübung rufen könnte, so wenig wie er selbst zum Abschied „Adiöh Mama“ sagt; „Bhuet di Gott, Muetter“, sagt er. „Papa“ heißt hier einzig der Vater des in die Ostschweiz verschlagenen jungen Welschen René Perret. Ein teils sehr urhiges, teils aber doch schon etwas schriftsprachlich verwaschenes Schweizerdeutsch spricht der Karli, wenn er beim Anhören eines Rundspruchvortrages seinen Vater fragt: „Bo was für Wirtschafts schörret de do i immer“? Daß so gebildete Leute wie der Fabrikdirektor ein lautlich etwas farbloseres und stilistisch etwas feineres Schweizerdeutsch reden, liegt in der Natur der Sache; eigentliche Fehler macht er kaum. Wenn dann aber sein junger Angestellter Moser eine wertvolle Erkenntnis so ausdrückt: „Ich chan em Vatterland au im bürgerliche Lebe wertvoll die ne“, so ist das schlechtestes Schriftdeutsch ins Schweizerdeutsche über-

setzt, wo es nicht besser geworden ist. Oder wenn ein Soldat seinem Kameraden erklärt, das ewige, langweilige Üben der Gewehrgriffe sei nötig, damit man sie ganz mechanisch ausführen könne im Schlachtgetümmel, „i dem Horechessel, wenn d' Nerve zum Ryße gspannt sind“, so spürt man, daß der Ausdruck wie einige andere aus dem Buch stammt, in dem wir ihn unmittelbar vorher haben lesen sehen. Und wenn der Turnlehrer bei der Erwähnung eines Schülers erklärt: „Ich ha mi nach sine Verhältnisse erkundigt“, so klingt das etwas büromäßig für „Ich ha sine Lüüten e chli nachegfröget“. Doch das sind vereinzelte kleine Entgleisungen, die nur wieder einmal zeigen sollen, wie schwer es dem Gebildeten fällt, seine Mundart ganz rein zu erhalten. Daß der Rundsprachredner seine vaterländische Ansprache in so schönem Hochdeutsch halten darf, verdient geradezu unsere dankbare Anerkennung; denn daneben sind die meisten öffentlichen Reden mundartlich. Zwar schließt auch der Glarner Hauptmann den Film in hochdeutscher Rede; nur mutet es etwas bürokratisch an, wenn er erklärt, sie wollen jetzt das Vaterlandslied singen, „vorgängig“ aber wollte er ihnen noch das Leitwort aus Schillers Tell zurufen: „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott . . .“. Aber da spricht ein Herr in einer Volksversammlung über hauswirtschaftliche Kriegsvorbereitung: ein gewisser Zustand sei „wesentlich besser; trotzdem i sch es notwendig, daß no witeri Vorkehrs troffe werded; denn einige Kilo im Haushalt bedüüted einige Millione Tonne i der Schwyz“, und das könnte sich „au en schmale Geldbeute leiste“. Im ganzen ist sein Schweizerdeutsch nicht gerade schlecht, aber man spürt doch die schriftliche hochdeutsche Fassung heraus. Da es sich dabei um Dinge des Haushalts handelt, kann man gegen den Gebrauch der Mundart grundsätzlich nicht viel einwenden, aber nötig ist es auch nicht, verstanden hätten seine Zuhörer eine schriftdeutsche Rede ebenso gut, und wenn das Schweizerdeutsch ihnen auch etwas gemütlicher im Ohre klingt, so ist denn doch Gemütlichkeit in so ungemütlichen Zeiten und Dingen nicht das erste Erfordernis. Ganz fürchterlich aber, wenn auch leider nur zu „lebenswahr“, klingt der öffentliche Vortrag des Hauptmanns Keller über Landesverteidigung. Das beginnt so: „Mir Schwyzer sind e freis Volk, in dem jeder einzelne us eignem Wille sis Möglichschte . . . tuet. In diesem Wolle üsseret sich di gejinnungs-mäßige Übereinstimmung vo Land und Volk“. Nach seinem „leitende Vortrag“ zeigt er „nunmehr“ in einem Film die neuen Waffen, „die insbesondere d' Infanterie überho het“. Da sind feindliche Flieger eingeflogen, „um eimal mehr“ (wirklich: „eimal mehr“; unnatürlicher ließ sich das nicht mehr ausdrücken) „üseri Stadt mit Bombe z' belege“. „Artillerie verschiedener Kaliber“ und „solche Minenwerfer“ bereiten (mit verschiedenen „indem“) den Sturm vor; je stärker, „deschto liechter gestaltet sich der Infanterie's Anechoo“. Der Gegner sucht den Angriff „durch Vsatz vo Tanks zum Schytere z' bringe“. Die Infanterie liegt „vsatzbereit“ in Deckung. Und „nun erfolgt“ (Gottlob, es „erfolgt“ etwas!) Was „erfolgt“?) de Sturm“. In wirklichem Schweizerdeutsch würde es etwa heißen: „Jetz chunnt's zum Sturm“. Oder hat vielleicht ein alter Schweizer nach der Schlacht bei Sempach erzählt: „Do isch de Sturm erfolgt“? Dieses Büro- und Zeitungswort war wohl damals zum Glück noch nicht erfunden; es ist auch heute noch nicht schweizerdeutsch. Zum Schluß heißt es dann, es komme „entscheidend druff a“, ob Mannschaft und „Führing“ (es wimmelt von „-ungen“, die sich der Stadtberner gestatten darf, aber der Ostschweizer nie) vorbereitet seien. — Wem ist mit solchem Scheinschweizerdeutsch gedient? Dem echten Schweizerdeutsch sicher nicht; denn, wie wir immer wieder sagen: dieses nicht

unmittelbar schweizerdeutsch gedachte und empfundene, sondern aus dem Schriftdeutschen in mundartliche Laute übergesetzte Deutsch bildet eine gefährliche Brücke zwischen Mundart und Schriftsprache, und wir sorgen für die Mundart am besten, wenn wir sie von der Schriftsprache sauber trennen. Es ist nicht unmöglich, öffentliche Reden in gutem Schweizerdeutsch zu halten, aber es ist eine Sache der Begabung und des Geschmacks und jedenfalls viel schwerer, als man meint. Das scheinbare Schweizerdeutsch ist eine schlechende Gefahr für das echte. Und nötig ist es nicht. Verstehen werden die Zuhörer einfaches Schriftdeutsch ebenso gut wie dieses geschwollen klingende Schweizerdeutsch, und Gemütlichkeit ist, wie gesagt, nicht immer am Platze. Wer ein schweizerdeutsches Sprachgefühl hat und nicht nur ein schweizerdeutsches Trommelfell, d. h. wem es bei der Mundart nicht nur auf ein paar bezeichnende Laute und einige Kraftwörter kommt, dem klingt solches „Schweizerdeutsch“ gar nicht gemütlich. Darum prüfe, wer öffentlich schweizerdeutsch reden will, ob er's könne, oder lasse es einfach bleiben.

Diese Gedanken sind unsfern Mitgliedern nicht neu, sondern mehr „zum Fenster hinaus“ und zu gewissen Bürofenstern hinein geschrieben. Der Film wurde, wie ausdrücklich angekündigt wird, für das Eidgenössische Militärdepartement gedreht. Wir werden ihm deshalb dieses Blatt in gehöriger Anzahl zustellen mit der Bitte, es an die verantwortlichen Filmleute weiter zu geben, auf daß sie lernen, daß es zweierlei Schweizerdeutsch gibt, nämlich echtes und falsches, und daß man besser tut, echtes zu sprechen oder dann hochdeutsch. Aber auch uns können diese sprachlichen „Unebenheiten“ die Freude am Ganzen nicht rauben.

Noch eine Kleinigkeit, an der die Filmleute unschuldig sind. Daß im Gefechtslärm die Form „zwei“ von „drei“ nicht sicher zu unterscheiden ist und daher besser durch „zwo“ ersetzt wird, muß man zugeben, aber eben nur für solche Fälle, wo es nötig ist. Daß man aber deswegen eine „zweite“ Bewegung auch die „zwote“ nennen müsse, ist nicht einzusehen; denn es könnte sie niemand verwechseln mit der „dritten“. Die Samariterin, die Wiederbelebungsversuche vormacht, zählt richtig „eins, zwei“, auch der Turnlehrer, der noch viel weiter zählen muß; aber es gibt heute Turnlehrer, die „zwo“ zählen zu müssen glauben, als ob bei ihnen „zwei“ jemals an anderer Stelle vorkommen könnte als gerade nach „eins“.

Wenn man den Wehrfilm in einer im übrigen gewöhnlichen Lichtspiel-Aufführung erlebt, hat man natürlich noch allerlei Vorspeisen zu genießen, darunter auch die erhebende Reihe der Werbebilder mit dem Hauptfilm angepaßter vaterländischer Musikbegleitung. Beim Klang des Bernermarsches wird eine Pflegestätte für „Spezialdauerwellen“ empfohlen oder der Besuch der „Corso-Bar“ mit dem Bild einer sehr leicht geschürzten Jungfrau, und während die Schallplatte singt: „Lueged von Bärgen und Tal“, locken das Auge nicht Berg und Tal, sondern eine Schachtel „Frigor“ und das „Restaurant Palace“. Das erste Bild empfiehlt den anwesenden Eidgenossen der fünfsprachigen Schweiz „Ice Cream“; gleichzeitig aber ruft eine lockende Stimme: „Osgrähm dryzzg Rappe“. Den Schluß dieser ergreifenden Bildersfolge bilden der Ranz des vaches und „Heil dir, Helvetia“ (deren Söhne ja freilich bei St. Jakob noch keine Ahnung hatten, wie weit es ihre Mutter noch bringen würde).

Briefkasten.

H. Bl., 3. „Fiduz“, das laut Idiotikon in den Kantonen Aargau, Zürich und St. Gallen vorkommt und „Luft, Mut zu etwas“ bedeutet, stammt vom lat. fiducia (Zutrauen) ab und ist deshalb so zu schreiben, obgleich jener Nationalrat „Fiduz“ geschrieben hat. „Der Vortrag Nationalrat Guts“ ist richtiges Deutsch; denn wenn einem Eigen-

namen ein Titel, eine Verwandtschaftsbezeichnung oder dergl. ohne Geschlechtswort vorangeht, so verschmilzt er mit diesem zur Einheit, und nur der Name wird gebogen: der Tod König Ludwigs, die Rede Bundespräsident Etters, der Tod Onkel Josefs (nur „Herr“ wird immer gebogen: das Haus Herrn Müllers). Wenn aber der Titel das Geschlechtswort bei sich hat, so wird er gebogen und der Name bleibt unverändert: der Tod des Königs Ludwig, die Rede des Bundespräsidenten Etter, der Tod des Onkels Josef. Man kann also sagen: „Der Vortrag Nationalrat Guts“ oder „des Nationalrats Gut“. Welche von beiden Formen man wähle, hängt vom Zusammenhang ab. Wenn die amtliche oder verwandtschaftliche Eigenschaft betont werden soll, werden wir sagen: des Königs Ludwig, des Präsidenten Etter, des Onkels Josef, also auch: des Nationalrats Gut, etwa im Gegensatz zum Nationalrat Raegi. Wo es aber auf diese Bezeichnung nicht ankommt, wählt man besser das andere. Den Vortrag hätte Herr Gut wohl auch halten können, wenn er noch nicht oder nicht mehr Nationalrat gewesen wäre; die Bezeichnung ist hier mehr nur Titel, also „Nationalrat Guts“. Soweit war Ihnen vielleicht die Sache schon klar, und doch haben Sie Anstoß genommen am „Vortrag Nationalrat Guts“. Es ist Ihnen daran trog der unzweifelhaften grammatischen Richtigkeit etwas aufgefallen. Das kommt wohl daher, daß der Name „Gut“ einsilbig ist, die Wessallendung deshalb lautlich etwas stärker wirkt als nach einer unbetonten Nachsilbe. In „Nationalrat Rots, Nationalrat Brauns, Nationalrat Kleins“ u. a. wirkt der Wesfall etwas härter als in „Nationalrat Raegis, Nationalrat Wunderlis, Präsident Bernhardgrüters“ usw. Wem es zu hart klingt, der mag sich behelfen mit der Umschreibung: der Vortrag von Nationalrat Gut; ein richtiger Wesfall ist aber schöner als die Umschreibung mit „von“.

Allerlei.

Ein Notschrei. Ein Mitglied schreibt uns:

Schon seit Jahren höre ich das Wort Antizyklone am Radio, in den Wetterberichten der „Meteorologischen Zentralanstalt“ Zürich. Ich wollte mir nicht eingestehen, daß ich dessen Bedeutung nicht verstehe. Aber in der letzten Zeit zeigte es sich immer mehr, daß ich mir unter Antizyklone offenbar nicht das Richtige vorstellte. So ging ich schließlich hin, den Duden zu fragen. Dort steht nun:

Zyklone = Tiefdruckgebiet

Antizyklone = Gegenwindsturm.

Unter Tiefdruckgebiet versteht man in W. eine ungünstige Wetterlage; das Gegenteil davon (Anti-Zyklone), glaubt man, bedeutet somit schönes Wetter. Wie vereinbart sich dies aber mit dem „Gegenwindsturm“ im Duden?

Niemand konnte mir Bescheid geben, auch Sprachgewandte nicht. Es zeigte sich, daß jedermann sich unter Antizyklone etwas Verschiedenes vorstellte.

Wäre es nicht möglich, daß in den Wetterberichten deutsche und allgemein verständliche Ausdrücke verwendet werden? Denn diese Wetterberichte sind nicht bloß für die Sprachakrobaten da, sondern werden von jedermann — von den Bauern nicht am wenigsten! — angehört.

Welcher wetterkundige Leser hilft uns und erklärt, was eine Zyklone (zum Unterschied von einem Zyklon) und eine Anti-Zyklone sei. Ob die Herren vom Wetterdienst wirklich glauben, ihr Volk verstehe das? Nebenbei: Wie schön klänge statt des zungenbrecherischen Wortes „Meteorologische Zentralanstalt“ der Name „Landeswetterwarte“. Sechs Silben statt elf, und dabei so urchig, heimelig, demokratisch!

Weiteres von der Achse. (zu Nr. 3/4)

In einer Rede bezeichnete Göring (I. N. 3. 3. 12. 8. 38) „die Achse Rom-Berlin als den eisernen Angelpunkt und die stete Basis der Politik der beiden Länder“. Etwas viel verlangt von einer Achse! Darunter verstehen wir sonst immer eine Linie, um die sich etwas dreht, sei es das Himmelsgewölbe oder die Erde oder ein Wagenrad. Görings Achse aber ist ein Punkt, ein eiserner Angelpunkt. Sonderbare Geometrie! Sie ist aber auch noch eine Basis. Eine Basis sollte festliegen; eine Basis, um die sich etwas dreht, scheint nicht ganz zuverlässig. Wir denken an den berühmten „Zahn der Zeit, der schon so manche Wunde geheilt und schon so viele Tränen getrocknet hat und deshalb auch über einem Grabe Gras wachsen lassen wird“. Mit andern Worten: Gutes Beispiel für eine Phrase.